

Julian Müller

Symbiotisch oder sozial

Zur Aktualität einer in Vergessenheit geratenen Unterscheidung

Zusammenfassung: Dieser Beitrag untersucht die Geschichte des Begriffs ›Symbiose‹ in der Soziologie. Zwar handelt es sich hierbei weder um einen klassischen Grundbegriff noch um einen vielbeachteten Begriff innerhalb des Faches, und doch sind die wenigen Stellen, an denen er etwa bei Robert E. Park, Edward Gross oder Niklas Luhmann Verwendung gefunden hat, aufschlussreich und in hohem Maße anschlussfähig für gegenwärtige soziologische Debatten. Denn mit ›Symbiose‹ hätte die Soziologie einen Begriff an der Hand, der es nicht nur erlaubt, das Verhältnis der Sphären des Sozialen und des Organischen neu zu justieren und Verschränkungen dieser Sphären in den Blick zu nehmen, sondern auch dabei behilflich sein könnte, das Adjektiv ›sozial‹ auf eine möglichst niedrigschwellige und unemphatische Art neu zu bestimmen.

Schlagwörter: Robert E. Park, Niklas Luhmann, Relationale Soziologie, Konnektivität, Jean-Luc Nancy

Symbiotic or Social – The Relevance of a Forgotten Pair of Concepts

Abstract: This paper examines the conceptual history of ›symbiosis‹ within sociology. ›Symbiosis‹ is neither a fundamental term nor is it a term frequently used by sociologists, but the very few passages where it is used, by authors such as Robert E. Park, Edward Gross, or Niklas Luhmann, are remarkable as well as instructive with regard to current sociological debates. The term ›symbiosis‹ could possibly be helpful not only to re-adjust the relationship between ›the social‹ and ›the organic‹ and to focus on the intertwining between these spheres, but also for a redefinition of the word ›social‹ in a less grave and non-emphatic manner.

Keywords: Robert E. Park, Niklas Luhmann, Relational Sociology, Connectivity, Jean-Luc Nancy

Der Begriff der Symbiose erlebt innerhalb der Biologie seit einigen Jahrzehnten eine Renaissance und wird seither immer wieder ins Zentrum programmatischer und methodischer Debatten gerückt.¹ Dieser ursprünglich auf den Botaniker Anton de Bary zurückgehende Begriff bezeichnet ganz allgemein die »Erscheinung des Zusammenlebens ungleichnamiger Organismen« (Bary zitiert nach Tischler/Niewöhner 1998: 707), das sowohl parasitärer als auch kommensalistischer Art sein kann. Obwohl diese Definition de Barys bereits aus dem Jahr 1879 datiert, beginnt ›Symbiose‹ erst in jüngster Zeit sein Potential als Grundbegriff der Biologie vollends zu entfalten. Forscherinnen richten ihr Augenmerk derzeit jedenfalls vermehrt auf symbiotische Verbindungen unterschiedli-

1 So neben weiteren etwa von Lynn Margulis (1999) und Angela E. Douglas (2010).

cher Spezies – seien es Bakterien, Pilze, Flechten, Blattläuse oder Ameisen –, und erst kürzlich hat Angela E. Douglas auf die Dringlichkeit und Notwendigkeit von »applied symbiotic research« (2010: viii) hingewiesen. Dass sich auch die Soziologie an einer allgemeinen und angewandten Symbiose-Forschung beteiligen will, verwundert daher nicht. Es ist jedenfalls unübersehbar, dass, wie es Maurizio Meloni formuliert hat, »sociology is becoming more open to biological suggestions, just at a time when biology is becoming more social« (2014: 594).²

An dieser Stelle soll es nun aber weniger darum gehen, wie die Soziologie an aktuelle Debatten innerhalb der Biologie anschließen kann. Dieser Beitrag will einen anderen Weg gehen und stattdessen die Geschichte des Symbiosebegriffs in der Soziologie in den Blick nehmen. Wiewohl dieser, wie Gerhard Wagner zurecht festgestellt hat, »in die Soziologie [...] keinen nennenswerten Eingang gefunden [hat]« (Wagner 1999: 62), so hat er eine zwar kurze, aber durchaus interessante Geschichte innerhalb des Faches. Nicht nur aus fachhistorischen Gründen lohnt es sich, diese in den Blick zu nehmen, sondern auch deshalb, weil ›Symbiose‹ womöglich ein geeigneter Begriff sein könnte, um Problemstellungen der Gegenwart soziologisch angemessen zu beschreiben. Zunächst soll daher nachgezeichnet werden, wo der Symbiosebegriff in der Soziologie bislang zur Anwendung gekommen ist, etwa bei Edward Gross, Robert E. Park oder Niklas Luhmann, um von dort aus nach den Anwendungsmöglichkeiten und dem Irritationspotential für aktuelle Debatten zu fragen. Der Begriff könnte sich deshalb als hilfreich erweisen, weil er nicht nur erlaubt, das Verhältnis zwischen den Sphären des Sozialen und des Organischen neu zu justieren und Verschränkungen dieser Sphären in den Blick zu nehmen, sondern auch zu einer niedrigschwelligen und unemphatischen Reformulierung des Adjektiv ›sozial‹ beitragen könnte.

1 ›Symbiotisch‹ – Ein Gegenbegriff zu ›sozial‹?

Im Jahr 1956 erscheint im *American Sociological Review* ein kurzer Aufsatz des amerikanischen Soziologen Edward Gross mit dem Titel »Symbiosis and Consensus as Integrative Factors in Small Groups«. Darin werden Ergebnisse einer Studie über die Organisation von Kleingruppen präsentiert, durchgeführt auf einem Stützpunkt der US Air Force. Gross ist der Frage nachgegangen, wodurch Gruppen zusammengehalten werden können, und hat zur Beantwortung dieser Frage das Freizeitverhalten von Soldaten auf einem militärischen Stützpunkt untersucht – die Kaffeepausen, die Mittagessen, die Treffen der Soldaten nach Dienstschluss, die informellen Tätigkeiten wie das Kartenspielen während der Dienstzeit sowie gemeinsame Ausflüge außerhalb des Air Force-Geländes. Gross kann an diesen untersuchten Aktivitäten zwei paradigmatische Formen von Gruppenkohäsion unterscheiden: auf der einen Seite *symbiotic ties*, auf der anderen Seite *consensual ties*. Als ›symbiotisch‹ können Beziehungen bezeichnet werden, die lediglich auf

2 Meloni spricht im Hinblick auf aktuelle Forschungen in den Neurowissenschaften, der Molekularbiologie und der Epigenetik sogar von einem »social turn in the life-sciences« (2014: 593).

wechselseitiger Abhängigkeit beruhen, ›konsensual‹ sind dagegen Beziehungen zu nennen, die durch ein kollektives Einverständnis der Gruppenmitglieder oder durch Berufung auf ein gemeinsames kulturelles Werteset zusammengehalten werden. Dementsprechend können Gruppen nach Gross entweder als *symbiotic groups* oder als *consensual groups* bestimmt werden:

»groups could be roughly classified into two great categories: Those in which members were interdependent because each satisfied some important need of his fellow – symbiotic groups – and those in which the members shared a value or goal or viewpoint – the consensual group. Symbiotic groups tended to be composed of men of dissimilar or contrasting characteristics. [...] On the other hand, it was discovered that consensual groups tended to be composed of men of like characteristics« (Gross 1956: 177).

Gross ist es allerdings nicht nur darum zu tun, eine Gegenüberstellung zweier verschiedener Typen von Gruppen zu leisten – die im Übrigen nicht zufällig an klassische soziologische Unterscheidungen wie etwa *Gemeinschaft und Gesellschaft* bei Ferdinand Tönnies oder *mechanische und organische Solidarität* bei Émile Durkheim erinnert –, er fragt zudem auch nach der Robustheit dieser beiden Gruppentypen. Symbiose und Konsens sind demnach als zwei funktional äquivalente Formen aufzufassen, Gruppenkohäsion herzustellen, jedoch mit unterschiedlichem Erfolg. Die Ergebnisse der Studie zeigen nämlich, dass symbiotische, also auf Abhängigkeit beruhende Gruppen sehr viel robuster sind als konsensuale, d.h. auf gemeinsamem Einverständnis beruhende Gruppen. Die Erklärung, die Gross dafür anbietet, ist relativ einfach, denn nicht nur ist Konsenssuche immer mit erheblichem Aufwand zeitlicher wie sozialer Art verbunden, vor allem zeichnen sich symbiotische Abhängigkeitsverhältnisse dadurch aus, dass sie von so etwas Fragilem wie Sympathie absehen können:

»This does not mean that they will necessarily like each other; it does mean that they will remain united whether they like each other or not. And therein lies the strength of the symbiotic tie. Consensus, by contrast, depends wholly on the strength of positive feelings. Anything therefore, which produces disharmony or a conflict of views is likely to break up a consensual group. It is, potentially, more unstable« (Gross 1956: 179).

Nun ist diese Beobachtung keineswegs neu. Dass einer eher harmonistischen Vorstellung von Sozialität, gestiftet durch Konsens und persönliche Sympathie, eine Form von Sozialität gegenübergestellt wird, die in erster Linie auf Abhängigkeit und Unpersönlichkeit beruht, gehört zu den Ausgangsbeobachtungen der Soziologie als akademisches Fach. Viel interessanter an dieser Stelle, und das macht diesen Aufsatz aus dem Jahr 1956 zu einem bemerkenswerten Dokument, ist die Gross'sche Begriffswahl. So ist es durchaus verwunderlich, dass als Gegenbegriff zu Konsens ausgerechnet der Begriff der Symbiose in Anschlag gebracht wird, der innerhalb der soziologischen Terminologie und auch innerhalb der Forschung keine sonderlich große Rolle spielt. Und doch lässt sich eine begriffliche Tradition ausmachen, an die Gross in seinem Aufsatz explizit anschließt. Der entscheidende Bezugsautor an dieser Stelle ist Robert E. Park, der in den 1930er Jahren den Begriff der Symbiose in mehreren Schriften für die Soziologie anschlussfähig gemacht

hat. So variiert Park etwa in seinem Aufsatz »Symbiosis and Socialization. A Frame of Reference for the Study of Society« die klassische Ausgangsfrage der Soziologie »Wie ist soziale Ordnung möglich?« ein wenig und fragt stattdessen: »Welche unterschiedlichen Formen sozialer Ordnung können wir beobachten?«. Ähnlich wie später auch Gross unterscheidet Park zwei Formen sozialer Verbindung: zum einen jene, die er ›symbiotisch‹, und zum anderen jene, die er ›sozial‹ nennt:

»The one is symbiotic and takes the form, ordinarily, of a division of labour among competing organisms or groups of organisms. The other is social in the ordinary and more restricted use of that term and is based on communication and consensus, which implies a kind of solidarity based on participation [...]« (Park 1939: 5).

Das begriffliche Gegensatzpaar, das Park der Soziologie vorschlägt, ist also *symbiotisch* vs. *sozial*. Während symbiotische Verbindungen demnach auf Konkurrenz und Wettbewerb beruhen und ihre paradigmatische Ausdrucksform in der Arbeitsteilung haben, zeichnen sich soziale Verbindungen eher durch Kooperation oder die Suche nach gemeinsamem Konsens aus. Wir haben es also sowohl bei Park als auch bei Gross mit der Gegenüberstellung von Symbiose als einem auf Disparität der Elemente bestehenden Tausch- oder Wettbewerbsverhältnis auf der einen Seite und auf der anderen Seite einem auf Gemeinsamkeit beruhenden Kommunikations- und Sympathieverhältnis zu tun.

Parks Vorschlag, an dieser Stelle das Gegensatzpaar *symbiotisch* vs. *sozial* einzuführen, ist nun insofern faszinierend, als damit nicht etwa unterschiedliche Formen sozialer Beziehungen behauptet, sondern viel radikaler Formen von Beziehungen in den Vordergrund gerückt werden, die ›sozial‹ zu nennen inadäquat wäre. Die Folgen für die Soziologie, die aus diesem Begriffsvorschlag resultieren, sind keineswegs marginal, denn denkt man diesen konsequent zu Ende, so folgt daraus nicht weniger als ein dramatischer Bedeutungsverlust jenes Adjektivs, das doch schließlich im Namen des Faches steckt. Denn als ›sozial‹ wären fortan nur noch manche Beziehungen und Praktiken zu bezeichnen; neben diesen hätte die Soziologie aber auch noch eine Vielzahl weiterer Beziehungen und Praktiken in den Blick zu nehmen, die eben ›symbiotisch‹ genannt werden müssen. In der Konsequenz hieße das, dass die Soziologie einen zweiten, dem Adjektiv ›sozial‹ tatsächlich ebenbürtigen Grundbegriff zur Hand hätte.

Nun muss man rückblickend sagen, dass sich dieser Park'sche Vorschlag nicht durchsetzen und der Symbiosebegriff in der Soziologie kaum Anhänger finden konnte. Auch ein berühmter Bielefelder war von diesem Begriffsvorschlag alles andere als überzeugt. Niklas Luhmann hat sich doch sehr darüber gewundert, dass mit ›Symbiose‹ ein so antiquierter Begriff eine Renaissance erleben darf, dessen Ursprünge doch in der klassischen Rechts- und Staatstheorie liegen. Wobei ›wundern‹ vielleicht sogar untertrieben ist, wirkt doch die Art, wie Luhmann Parks Aufsatz kommentiert, tatsächlich sehr despektierlich:

»Der Ausdruck [Symbiose; Anm. JM] kam dann auf ungeklärten Wegen im Chicago der 20er Jahre wieder hoch. Ich weiß nicht, wie das passieren konnte, jedenfalls nicht durch Lektüre originaler lateinischer und griechischer Texte« (Luhmann 2005a: 170).

Luhmann selbst dagegen kannte die rechtstheoretische Tradition und damit die originalen lateinischen und griechischen Texte sehr wohl, und hier meinte das griechische *symbiosis* letztlich nichts anderes als Zusammenleben, lateinisch *communitas*. Der vielleicht wichtigste Autor in diesem Zusammenhang war der deutsche Rechtswissenschaftler Johannes Althusius, ein Aristoteliker des späten 16., frühen 17. Jahrhunderts. Dieser hat die Gesellschaft als *symbiosis* begriffen hat, also als einen Verbund einzelner Glieder. Diese *symbiotici* werden zusammengehalten durch einen Vertrag, der ausdrücklich geschlossen oder auch nur stillschweigend eingegangen worden sein kann, und durch diesen Vertrag verpflichten sich die einzelnen Glieder zum Zusammenleben, zur *communicatio*. Soziales Leben ist für Althusius mithin stets *vita symbiotica*, d.h. nur als symbiotisch Verbundene sind die Einzelnen überhaupt lebensfähig.³

2 Symbiotische Mechanismen – Der Einbruch des Asymbolischen in die Systemtheorie

An diese begriffsgeschichtliche Tradition aus der Rechtswissenschaft will Luhmann allerdings gar nicht erst anschließen. Der Begriff *symbiosis* als bloß »gelehrte Variante für *communitas* oder *societas*« (Luhmann 2017: 523, Fn. 85) sei im Hinblick auf soziologische Fragen nicht gewinnbringend. Dennoch hat auch Luhmann als einer der wenigen in der Soziologie auf den Symbiosebegriff zurückgegriffen, interessanterweise dort, wo in seiner Theorie die Unterscheidung von sozialem und organischem Zusammenleben eingeführt wird:

»[J]ede Gesellschaftstheorie muß mit der Tatsache rechnen, daß Menschen auch als Organismen existieren und zusammenleben. [...] Als symbiotisch wollen wir die Tatsache organischen Zusammenlebens der Menschen bezeichnen« (Luhmann 2017: 522f.).

Dass Luhmann hier deutlich macht, dass seine Gesellschaftstheorie selbstverständlich auch mit Organismen zu rechnen hat, ist schon deshalb erwähnenswert, weil Luhmanns Theorie ja nicht selten der Vorwurf der Leibfeindlichkeit, des Intellektualismus und Textualismus gemacht wird.⁴ Dass jedoch beispielsweise ein »unwiderstehliches Gähnen« (Luhmann 2005b: 264) zwangsläufig Einfluss auf Kommunikation haben und womöglich eine Pause nach sich ziehen wird, darauf muss der Goffman-Leser, der Luhmann schließlich war, nicht extra hingewiesen werden.⁵ Was ihn jedoch interessiert, ist weniger

3 Vgl. hierzu ausführlich Friedrich Merzbachers Aufsatz »Der homo politicus symbioticus und das ius symbioticum bei Johannes Althusius« (1972); auch Wagner 1999: 67ff.

4 So prominent u.a. Friedrich Balke (1999), Andreas Reckwitz (2003) oder Albrecht Koschorke (2012: S. 152ff.).

5 Wer Luhmann nur für einen abstrakten Theoretiker hält, der keinen Sinn für konkrete empirische Praktiken und vor allem für die körperliche Dimension des Sozialen hat, dem sei dringend *Funktionen und Folgen formaler Organisation* ans Herz gelegt; diese frühe Monographie Luhmanns ist voller präziser Miniaturen über den Büroalltag in Organisationen von Goffman'scher Qualität:

das Gähnen selbst, auch nicht das Stottern, das Husten, das Erröten oder gar Mundgeruch, als vielmehr die systematische Frage nach der Erwartungsstabilisierung im Zusammenhang mit physisch-organischen Verhaltensweisen. Wie stellt sich Kommunikation auf Biologisch-Körperliches ein? Wann eigentlich lässt sich Kommunikation durch Biologisch-Körperliches irritieren? In welchen Fällen motiviert der Körper zu Kommunikation und in welchen gerade nicht? Und inwiefern ist der Zugriff auf Biologisch-Körperliches in der Kommunikation geregelt? Das sind für Luhmann die entscheidenden Fragen. Dass eine Kommunikationstheorie, die davon ausgeht, dass es nicht der Mensch sei, der kommuniziere, nun nicht den Körper zum Ausgangspunkt von Kommunikation machen wird, das versteht sich von selbst. Aber das heißt eben auch nicht, dass der Körper in dieser Kommunikationstheorie gar keine Rolle spielt.

Luhmann spricht daher von *symbiotischen Mechanismen*, um die wechselseitigen Beziehungen und Irritationspotentiale zwischen der Sphäre des Kommunikativ-Symbolischen und der Sphäre des Organisch-Asymbolischen in den Blick nehmen zu können. Er geht davon aus, dass sich im Zuge gesellschaftlicher Evolution nicht nur spezifische Medien ausdifferenzieren, die an sich je unwahrscheinliche Sonderformen von Kommunikation wahrscheinlicher machen (vgl. Luhmann 1998: 316ff.), er geht auch davon aus, dass sich mit jedem dieser symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien insofern eine ganz spezielle Referenz auf Körperlichkeit ergibt, als damit auch vorstrukturierte Weisen der Integration des Körpers in die Kommunikation einhergehen: Aus der Masse an sich ambivalenter und hochgradig plastischer Prozesse des Organischen sind nur manche für die Kommunikation relevant, und nur diese werden nach spezifischen Regeln entsprechend weiterverarbeitet. So kann Luhmann Körperliches also auch sehr eindeutig – womöglich zu eindeutig und zu schematisch – jeweiligen funktionssystemspezifischen Medien zuordnen.

In der Politik etwa findet das Kommunikationsmedium Macht seinen symbiotischen Mechanismus Luhmann zufolge in *Gewalt* (vgl. 1988: 61ff.). Mithilfe von Gewalt kann der eigene Wille durchgesetzt werden, und obwohl sie im Grunde jedermann zur Verfügung steht, wird sie »dem freien gesellschaftlichen Gebrauch entzogen, konzentriert und in seiner Verwendung konditioniert« (Luhmann 2017: 526). Historisch gesehen haben wir es folglich mit einer immer stärkeren Pazifizierung der Gesellschaft bei gleichzeitiger Konzentration von Gewalt auf den Staat zu tun, d.h. Gewaltandrohung und Gewaltausübung kann jetzt erwartet werden im Zusammenhang mit staatlicher politischer Macht.

»Wer einer Konferenz beiwohnt, erlebt ein Geschehen, das einer allgemeinen Rahmenordnung für solche Situationen folgt, sich darin aber eine eigene konkrete Ordnung aufbaut. Man darf locker, aber nicht ganz formlos sitzen, frei herumblicken, aber nicht schlafen, rauchen, aber nicht spucken, die Jacke aufknöpfen, aber nicht die Schuhe ausziehen. Man darf reden, aber nicht als erster, nicht zu laut und nicht zu lange. Man darf die Absicht zu reden bemerkbar machen, aber nicht durch Unterbrechung anderer. Man muß alles, was man sagt, mit dem Konferenzthema in Verbindung bringen können. Alle Teilnehmer setzen als Situationssinn voraus, daß – anders als in Parties – ein gemeinsames Aufmerksamkeitszentrum erhalten und in Bewegung gehalten werden muß, und sie fühlen sich genötigt, dazu beizutragen« (Luhmann 1999: 297).

Im Fall von Liebe wiederum wäre für Luhmann *Sexualität* der symbiotische Mechanismus. Im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung lässt sich beobachten, dass ökonomische oder rechtliche Begründungen historisch gesehen bei der Partnerwahl eine immer geringere Rolle spielen und stattdessen romantische Liebe zur einzigen Gründungsregel und somit auch zur Vorschrift von Partnerschaften wird. Damit geht auch eine Bedeutungsverschiebung von Sexualität einher: Der Körper des anderen ist in Liebesbeziehungen fortan schlicht nicht mehr negierbar, und so bestätigt sich die Liebe in der permanenten »Mitsymbolisierung dieses Körperbezugs« selbst (Luhmann 1982: 31). Sexualität ist Luhmann zufolge daher keineswegs das Ziel von Liebe und auch nicht ihr einziger Inhalt, sehr wohl aber »letztes Motivationsmittel«. »Die Bereitschaft zu sexuellen Beziehungen beweist Liebe, zumindest ist diese Frage ein Testfall« (Luhmann 2017: 530).⁶

Diese Theoriestelle ist deshalb so interessant, weil Luhmann hier den Blick auf die Kopplungen zwischen dem Sozialen und dem Organischen lenkt. Dennoch müssen symbiotische Mechanismen ausdrücklich als *symbiotische* und dürfen eben nicht als organische Mechanismen verstanden werden. Kritisieren kann man Luhmann dafür, wie selbstverständlich und eindeutig er bestimmte organische Prozesse automatisch auch ganz bestimmten Funktionssystemen zuordnen kann. Ob es wirklich undenkbar ist, wie Luhmann an einer Stelle behauptet, dass der Machthaber, obwohl ihm doch physische Gewalt als Machtmittel zur Verfügung steht, »seine Gefolgschaft durch Tränen zu rühren« (Luhmann 2005b: S. 268) versucht, sei einmal dahingestellt. Doch wird an solchen Beispielen deutlich, wie reglementiert und domestiziert sich die Soziologie Luhmanns das Organische letztlich immer vorstellt. All das, was Kultur- und Sozialwissenschaftlerinnen in den letzten Jahrzehnten umgetrieben hat – der Eigen-Sinn des Somatischen, die schiere Präsenz des Körpers, das Anhermeneutische an organischen Prozessen –, interessiert Luhmann überhaupt nicht. Organische Prozesse tauchen bei ihm stets als sozial konditioniert auf: »Über Konditionierung ist keine vollständige Determinierung des faktischen Vorkommens organischer Prozesse zu erreichen, wohl aber eine ausreichende Regelung derjenigen Fälle, in denen der konditionierte Prozeß die Übertragung von Selektionsleistungen befördern will« (Luhmann 2005b: 266). Es gibt also keinerlei Regeln, welche organischen Prozesse überhaupt ablaufen – es wird schließlich dauernd gegähnt, gehustet, wahrgenommen, gegessen usw. –, sehr wohl aber gibt es Regeln, wann Körper relevant werden und wann nicht, und diese Regeln sind ihrerseits eben sozialer Natur. Der Soziologe Luhmann konnte wohl nicht anders, als die Sphäre des Organischen als das Sekundäre, das dem Sozialen Nachgeordnete zu betrachten.

6 Weitere symbiotische Mechanismen wären etwa *Wahrnehmung* im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Wahrheit oder *Bedürfnisbefriedigung* im Falle der Wirtschaft. Hier ist das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium Geld immer auch darauf angewiesen, dass es physisch eingesetzt werden kann, etwa um konkrete Produkte zu kaufen.

3 Was eigentlich lebt in einer Gesellschaft alles zusammen?

An dieser Stelle lohnt es sich dann womöglich doch, noch einmal zu Robert E. Park zurückzukehren. Luhmann hatte Park ja vorgeworfen, ohne jegliche Quellenkenntnis einfach einen alten Begriff aus der Rechtstheorie übernommen zu haben. Aber stimmt das überhaupt? Es stimmt nicht, denn Park zitiert gar nicht aus der Rechtstheorie, sondern aus einem Eintrag im *Ecological Glossary*: »Symbiosis is ordinarily defined as the living together of distinct and dissimilar species, especially when the relationship is mutually beneficial« (Park 1939: 3). Nicht nur entnimmt Park seine Definition von Symbiose einem biologischen Handbuch, im Laufe des Textes macht er auch deutlich, dass das, was er *symbiotischen Wettbewerb* nennt, eben längst nicht mehr nur ausschließlich die Sphäre des Sozialen oder des Humanen betrifft:

»Meanwhile the area within which a world-wide struggle for existence is operative is steadily expanding and, seeing that microbes travel by the same means as men, the dangers of disease and the dangers of war tend to grow pari passu with increased use of every form of transportation, including the most recent, the airplane. Thus the web of life which holds within its meshes all living organisms is visibly tightening, and there is in every part of the world obviously a growing interdependence of all living creatures; a vital interdependence that is more extensive and intimate today than at any other period in the course of the long historical process« (Park 1939: 15)

Park hat diese Sätze lange vor dem Aufkommen von Massentourismus und Billigfliegern formuliert und ist dem, was den Symbiosebegriff für unterschiedliche Disziplinen heute so interessant macht, wahrscheinlich deutlich näher, als es Luhmann ist. Denn womöglich ist der Begriff der Symbiose ja in der Lage, eben jene in diesem Zitat erwähnte *vitale Interdependenz* als eine wechselseitige und ungerichtete Irritation und Konditionierung von Organischem und Sozialem zu denken. Symbiotische Beziehungen sind für Park daher auch keineswegs Ausnahmereischeinungen, sondern vielmehr der Normalfall dessen, was Soziologinnen zu untersuchen und zu beschreiben hätten. In seinem Aufsatz »Reflections on Communication and Culture« aus dem Jahr 1938 macht er daher unmissverständlich deutlich: »Man's relation to other man is, to a very much larger extent than has hitherto been recognized, symbiotic rather than social« (Park 1938: 193); und so wird ›Symbiose‹ für Park auch zu einem der zentralen Begriffe, um sein eigenes Forschungsprogramm einer Humanökologie auf den Weg zu bringen (vgl. Park 1936).

Es lohnt sich diese Texte Parks aus der Frühphase der Soziologie als akademisches Fach erneut in den Blick zu nehmen, denn sie wirken vor dem Hintergrund gegenwärtiger Debatten und auch Problemstellungen auf erstaunliche Weise aktuell. Schließlich arbeitet Park hier eine Form von Soziologie aus, die mit allen Mitteln zu vermeiden sucht, alles, was in Gesellschaft passiert, automatisch auf das Symbolische und Sympathetische zu reduzieren. Stattdessen gerät Gesellschaft als etwas in den Blick, das sich seiner ausschließlichen und eindeutigen Zurechnung auf Kultur bisweilen sogar entzieht – als »a society based on biotic rather than a cultural basis« (Park 1936: 3). Die Beziehungen der Menschen sind daher auch nicht per se als sozial zu qualifizieren, vielmehr müssen sie

Park zufolge als »relationship of mutual interdependence that is symbiotic rather than societal« gefasst werden (Park 1936: 4).

Park stellt uns die Aufgabe, Gesellschaft als ein Geflecht von Interdependenzen zu begreifen, von denen soziale Beziehungen nur eine Sonderform unter anderen sind. Mithilfe des Symbiosebegriffs geraten darüber hinaus aber auch noch weitere Beziehungen in den Blick, vor denen die Soziologie bislang meist die Augen verschlossen hat. Wenn man so will, wirft Park die ganz grundlegende Frage auf, was in einer Gesellschaft eigentlich alles *zusammen lebt* und was mit dem Wort »zusammen«, das uns auf der Ebene der soziologischen Grundbegriffen in Präfixen wie »syn-«, »cum-«, »co-« permanent begegnet, eigentlich verstanden werden kann.

In einem letzten Schritt sollen daher mögliche Konsequenzen einer von Park freilich nur in Aussicht gestellten, bislang aber nicht umgesetzten und auch kaum zur Kenntnis genommenen Soziologie,⁷ die den Begriff der Symbiose in ihr Zentrum stellt,⁸ diskutiert werden: Warum lohnt es sich, den Symbiosebegriff heute wieder aufzugreifen? Worin liegt seine Aktualität? Was leistet er, was nicht auch andere soziologische Begriffe können?

4 Mögliche soziologische Anschlüsse an den Symbiosebegriff

Die bisherigen Ausführungen haben deutlich zu machen versucht, dass die wenigen Stellen, an denen der Begriff der Symbiose bislang in der Soziologie aufgetaucht ist, von erstaunlicher Aktualität sind. Das gilt vor allem für die Einlassungen Niklas Luhmanns und Robert E. Parks, die beide darauf abgezielt haben, das Verhältnis zwischen den Sphären des Sozialen und des Organisch-Biologischen neu zu bestimmen bzw. die Grenzziehung zwischen diesen beiden Sphären ganz aufzuheben. Damit ist der Begriff der Symbiose womöglich in der Lage, wichtige Anregungen für gegenwärtige Debatten innerhalb des Faches zu liefern, von denen drei an dieser Stelle skizziert seien: Der Begriff der Symbiose erlaubt es *erstens*, ein soziologisches Denken in Verbindungen und Relationen zu promovieren; er richtet *zweitens* den Blick darauf, welche unterschiedlichen Entitäten sich im Sozialen verbinden; und er trägt *drittens* zu einer Entemphatisierung des Adjektivs »sozial« bei.

Erstens: Bereits vor mehr als 20 Jahren hat Gerhard Wagner für eine soziologische Wiederentdeckung des Symbiosebegriffs plädiert und diesen stark gemacht gegen die Vorstellung einer allzu eindeutigen Differenzierung der Gesellschaft, wie sie seit Spencer, Durkheim, Parsons und Luhmann im Fach dominant ist (vgl. Wagner 1999: 51ff.). »Symbiose« sei deshalb ein geeigneter Begriffsvorschlag, weil dadurch nicht nur jene

7 So ist es auch kein Zufall, dass man im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* im Lemma »Symbiose« vergeblich nach Verweisen auf die Geschichte des Begriffs innerhalb der Soziologie sucht; weder Robert E. Park noch Niklas Luhmann finden hier Erwähnung; vgl. Tischler/Niewöhner 1998.

8 Eine Ausnahme stellen die Aufsätze von Gerhard Wagner (1999: S. 55ff.) und Joost van Loon (2000) dar, in denen bereits der Versuch unternommen wurde, den Symbiosebegriff für die Soziologie anchlussfähig zu machen.

sauberen Formen gesellschaftlicher Differenzierung, sondern vielmehr auch die bisweilen etwas unsauberen und auch uneindeutigeren Formen von Hybridisierung und Konsoziation ins Blickfeld gerieten. Mit dieser Kritik am Vereindeutigungs- und Reinigungsfetisch der Soziologie steht Wagner keineswegs alleine da. Die Vorstellung von Gesellschaft als »Setzkasten« aus unterschiedlichen, klar abgegrenzten Zuständigkeitsbereichen wurde in den letzten Jahren aus ganz unterschiedlichen Richtungen angegriffen.⁹ Im Zuge eines spürbar wachsenden Unbehagens an differenzierungstheoretischen Ansätzen gewannen daher auch vermehrt solche Ansätze an Bedeutung, die sich weniger für Prozesse der Trennung als vielmehr für Prozesse der Verbindung interessiert haben: Ob wir an Netzwerktheorien unterschiedlicher Art, an die Wiederentdeckung der Nachahmungstheorie Gabriel Tardes, an Affekttheorien, an Positionen des Neuen Materialismus oder an Relationale Soziologien denken, letztlich ging es bei all diesen Programmen immer auch um die ganz grundlegende Frage, wie sich *Konnektivität* beschreiben lässt. Vor dem Hintergrund dieser Debatten konnte Gesellschaft nicht länger als Zusammenhang verschiedener Teile oder Einheiten, sondern musste als ein Geflecht aus sich permanent neu arrangierenden und wieder auflösenden Verbindungen gefasst werden. Statt von der Idee einer Einheit oder der Idee einer Grenze denken relationalistische oder konnektivistische¹⁰ Ansätze daher konsequent von der Verbindung, der Assoziation oder der Ansteckung (vgl. Opitz 2015) aus, was sich in so unterschiedlichen Begriffen wie ›Rhizom‹, ›Assemblage‹, ›Akteur-Netzwerk‹ oder ›Intraaktion‹ niedergeschlagen hat. Die große Herausforderung, die davon für die Soziologie ausgeht, liegt darin, über ein Konzept von Verbindung nachzudenken, bei dem nicht bereits stabile soziale Identitäten aufeinandertreffen, sondern Identität überhaupt erst das Ergebnis von Verbindung ist und somit mit jeder neuen Verbindung wieder auf dem Spiel steht.

Zweitens: Damit stellt sich aber auch gleich die Anschlussfrage, was sich eigentlich genau verbindet, d.h. mit was für Identitäten die Soziologie überhaupt zu rechnen hat. Wiederum lohnt es sich, an dieser Stelle bei Robert E. Park nachzuschlagen. In seiner *Introduction to the Science of Sociology* bietet dieser nämlich unter dem Eindruck der Schriften Alfred Espinas' eine so einfache wie verblüffende Definition von ›Gesellschaft‹ an: »Society [...] is not confined to members of one species but may be composed of different members of species where there is permanent joint activity« (Park 1924: 165). Damit erweist sich Park erneut als geeigneter Stichwortgeber für aktuelle Debatten, die um die Frage kreisen, was die Soziologie eigentlich als Letztelemente des Sozialen zu begreifen und ob sie nicht zu voreilig vieles, die Dinge ebenso wie Bakterien, aus ihrem Untersuchungsgebiet verbannt habe. Die Soziologie hat in den letzten Jahren lernen müssen, mit Identitäten ganz unterschiedlicher Art zu rechnen, das können Objekte¹¹ oder mediale

9 Diese Kritik aus ganz unterschiedlichen Richtungen lässt sich so exemplarisch bei Hartmann Tyrell (1978), Bruno Latour (2008) oder Armin Nassehi (2003: S. 159ff.) finden.

10 Für eine Übersicht relationaler Ansätze siehe Emirbayer 1997; Fuhse/Mützel 2010; Debaise (2012); einen konnektivistischen Ansatz vertreten Tellmann et al. 2012.

11 Hierzu natürlich klassisch die Arbeiten von Bruno Latour (1996) oder auch Antoine Hennion (2011).

Anordnungen (vgl. Fuller 2005; Thielmann/Schüttpelz 2013) ebenso sein wie technische Apparaturen (Hörl 2011), Räume (Folkers/Marquardt 2018) oder Viren (Loon 2000; Schillmeier/Pohler 2006); und sie hat gelernt, dass es im Aufeinandertreffen solcher Identitäten zu ungeplanten Verkettungen mit unvorhergesehenen Wirkungen kommen kann.¹² Von ›Symbiose‹ zu sprechen, heißt daher immer auch, konsequent nicht-reduktionistisch und nicht-teleologisch vorzugehen. Es handelt sich um ein Denken, das weder »auf der Suche nach Ursprüngen« ist (Deleuze 1993: 126), noch auf Vorhersagbarkeit abzielt, sondern stattdessen die Ungerichtetheit von Verbindungen betont, diese also als »Muster absichtsloser Koordination« begreift (Tsing 2019: 40).

Drittens: Der Begriff der Symbiose könnte es darüber hinaus erlauben, wenn er nicht nur metaphorisch gebraucht wird, über einen niedrigschwelligen, unemphatischen Begriff des Sozialen nachzudenken, um so etwa die Kopräsenz von Sozialem, Organischem, Materiellem und Medialem jenseits von Teleologie und Determinismus beschreibbar zu machen. Damit steht gleichzeitig die Frage im Raum, was eigentlich mit der Vorsilbe ›syn-‹ im Wort ›Symbiose‹ gemeint ist. Dieses ›Zusammen‹ ist jedenfalls keines, das sich noch mit den klassischen soziologischen Mitteln als Sympathie, als Vertrag, als soziales Band, als Solidarität o.ä. reformulieren ließe. Vielmehr verweist es auf die ungeplante Verbindung verschiedener Entitäten ohne ein dahinterliegendes Koordinationsprinzip. Für Derartiges fehlen in der Soziologie nicht nur die Namen, es fehlt bisweilen auch die Vorstellung. Der Symbiosebegriff jedenfalls zwingt dazu, sich bis zu einem gewissen Grad auf Irreduzibilität, Ungerichtetheit und Emergenz einzulassen. Einen begrifflichen Vorschlag, der in eine ähnliche Richtung zielt wie der Symbiosebegriff, hat kürzlich Jean-Luc Nancy gemacht. Er spricht von ›Struktion‹, eine Wortschöpfung, die sich vom lateinischen Verb *struere* ableitet und die im Deutschen mit ›aufhäufen‹ oder ›anhäufen‹ übersetzt werden kann. Nancy streicht aus dem Wort ›Konstruktion‹ also die Vorsilbe ›kon-‹, um damit so etwas wie eine unversammelte Ansammlung bezeichnen zu können. Eine Struktion ist also ausdrücklich keine Konstruktion, kein Zusammentreffen stabiler Elemente, sondern »die nicht koordinierte Gleichzeitigkeit von Dingen oder Wesen, die Kontingenz ihrer Kozugehörigkeiten, die Streuung im Wuchern von Aspekten, Arten, Formen, Spannungen und Intentionen (Instinkten, Trieben, Projekten, Elanen)« (Nancy

12 In einem berühmten Zitat, das im Grunde in nuce schon das Programm der Latour'schen Akteur-Netzwerk-Theorie ausformuliert, spricht Gilles Deleuze daher auch nicht zufällig von ›Symbiose‹, um die Verbindung von Reiter, Pferd und Waffe zu beschreiben. Diese Verkettung hat als Verkettung eine Wirkung, die allerdings gerade nicht ursächlich durch eine der Komponenten ausgelöst wurde und deren Folgen daher auch nicht in einem kausalen Sinne absehbar wären oder eindeutig zugerechnet werden könnten: »Nehmen wir eine Verkettung ›Mensch – Tier – hergestellter Gegenstand‹: MENSCH – PFERD – STEIGBÜGEL. Von Technologen stammt die Erklärung, der Steigbügel habe, indem er dem Reiter seitlichen Halt gab, eine neue Kriegstechnik ermöglicht; die Lanze kann unter den Arm geklemmt werden, profitiert vom Schwung des Pferdes, wirkt als eine vom Lauf getragene und selbst in Ruhelage befindliche Spitze. Dies stellt eine neue Symbiose Mensch – Tier dar, eine neue Kriegsverkettung [...]; Mensch und Tier treten in eine neue Beziehung ein, worin beide Elemente sich verändern, das Schlachtfeld wird von einem neuartigen Affektyp besetzt. Falsch wäre indes zu meinen, die bloße Erfindung des Steigbügels sei dafür ausreichend gewesen. Eine Verkettung ist niemals technologisch; ganz im Gegenteil.« (Deleuze/Parnet 1980: 76f.)

2011: 62). Welche Dinge und Wesen Nancy nun genau im Auge hat, also was *sich* eigentlich struiert, bleibt unausgesprochen. Es geht ihm aber offensichtlich darum, »die Frage einer ›Soziation‹ im Allgemeinen« ins Auge zu fassen (Nancy 2011: 62). Nancy plädiert demnach für eine Entemphatisierung des Begriffs des Sozialen, geht es ihm doch gerade nicht um ein starkes Konzept von Sozialität, sondern um die schiere Soziation als »das schlichte, reine Nebeneinander« (Nancy 2011: 62). Der Begriff der Struktion zielt also in eine ähnliche Richtung wie auch der Begriff der Symbiose: Beide gestatten es, über einen niedrigschwelligen Begriff des Sozialen als *Soziation*, *Konsoziation* und *Assoziation* nachzudenken und dadurch die Entemphatisierung des Adjektivs ›sozial‹ voranzutreiben.¹³

Damit sind einige Fahrten gelegt, die weiterverfolgt werden könnten: Mit ›Symbiose‹ hat die Soziologie einen Begriff mit einer durchaus langen Tradition zur Hand, der zwar kein Grundbegriff des Faches ist, aber doch die grundlegenden Fragestellungen des Faches berührt, ja sogar für die Beschreibung aktueller Phänomene besser geeignet sein könnte als so manch klassischer Grundbegriff. Der Symbiosebegriff ist womöglich in der Lage, das Zusammenleben auf eine allgemeine Weise zu fassen, nicht als Gemeinschaft, Geselligkeit, Kommunikation oder Interaktion, sondern als ein Zusammenleben, das längst mehr nicht nur ein Zusammen von Menschen sein muss und Sozialität mithin ganz nüchtern als bloße Soziation und Konsoziation denkbar macht, als Verflechtung, die ohne Gemeinsames auskommen kann und daher auch nicht auf Konsens oder Sympathie beruhen muss.

Literatur

- Balke, Friedrich (1999): »Dichter, Denker und Niklas Luhmann. Über den Sinnzwang in der Systemtheorie«. In: Koschorke, Albrecht/Vismann, Cornelia (Hg.): *Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann*. Berlin: Akademie Verlag, S. 135–157.
- Därmann, Iris (2009): *Figuren des Politischen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Debaise, Didier (2012): »What is relational thinking?«. In: *INFLExions. A Journal for Research Creation* 5, S. 1–11.
- Deleuze, Gilles (1993): »Die Dinge aufbrechen, die Worte aufbrechen«. In: Ders.: *Unterhandlungen 1972–1990*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 121–135.
- Deleuze, Gilles/Parnet, Claire (1980): *Dialoge*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Douglas, Angela E. (2010): *The Symbiotic Habit*. Princeton: Princeton University Press.
- Emirbayer, Mustafa (1997): »Manifesto for a Relational Sociology«. In: *American Journal of Sociology* 99, S. 1411–1454.
- Folkers, Andreas/Marquardt, Nadine (2018): »Die Verschränkung von Umwelt und Wohnwelt. Grüne Smart Homes aus der Perspektive der pluralen Sphärologie«. In: *Geographica Helvetica* 73, S. 79–93.
- Fuhse, Jan/Mützel, Sophie (2010): *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Fuller, Matthew (2005): *Media Ecologies. Materialist Energies in Art and Technoculture*. Cambridge/London: MIT Press.

13 Vergleichbar, aber aus anderer Richtung, wurde etwas bei Bruno Latour (2007) oder Oliver Marchart (2013) für eine Entemphatisierung des Adjektivs ›sozial‹ plädiert; vgl. auch Müller 2015.

- Gross, Edward (1956): »Symbiosis and Consensus as Integrative Factors in Small Groups«. In: *American Sociological Review* 21, S. 174–179.
- Hennion, Antoine (2011): »Offene Objekte, Offene Subjekte? Körper und Dinge im Geflecht von Anhänglichkeit, Zuneigung und Verbundenheit«. In: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 1, S. 93–109.
- Hird, Myra J. (2010): »Coevolution, Symbiosis and Sociology«. In: *Ecological Economics* 69, S. 737–742.
- Hörl, Erich (2011) (Hg.): *Die technologische Bedingung. Beiträge zur Beschreibung der technischen Welt*. Berlin: Suhrkamp.
- Koschorke, Albrecht (1999): »Die Grenzen des Systems und die Rhetorik der Systemtheorie«. In: Ders./Vismann, Cornelia (Hg.): *Widerstände der Systemtheorie*. Berlin: Akademie Verlag, S. 49–60.
- Koschorke, Albrecht (2012): *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Loon, Joost van (2000): »Parasite Politics. On the Significance of Symbiosis and Assemblage in Theorizing Community Formations«. In: Pierson, Chris/Tormey, Simon (Hg.): *Politics at the Edge. Political Studies Association Yearbook Series*. London: Palgrave Macmillan, S. 241–253.
- Latour, Bruno (1996): *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin: Akademie Verlag.
- Latour, Bruno (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Latour, Bruno (2008): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1982): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1988): *Macht*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1999): *Funktionen und Folgen formaler Organisation*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Luhmann, Niklas (2005a): *Einführung in die Theorie der Gesellschaft*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Luhmann, Niklas (2005b): »Symbiotische Mechanismen«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung* 3. Wiesbaden: VS Verlag, S. 262–280.
- Luhmann, Niklas (2017): *Systemtheorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Marchart, Oliver (2013): *Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Margulis, Lynn (1999): *Symbiotic Planet. A New Look at Evolution*. London: Basic Books.
- Meloni, Maurizio (2014): »How biology became social, and what it means for social theory«. In: *The Sociological Review* 62, S. 593–614.
- Merzbacher, Friedrich (1972): »Der homo politicus symbioticus und das ius symbioticum bei Johannes Althusius«. In: Hablitzel, Hans/Wollenschläger, Michael (Hg.): *Recht und Staat. Festschrift für Günther Küchenhoff*. Berlin: Duncker & Humblot, S. 107–114.
- Müller, Julian (2015): »Ausreibung des Sozialen aus den Sozialwissenschaften«. In: Braun, Norman et al. (Hg.): *Begriffe – Positionen – Debatten. Eine Relektüre von 65 Jahren Soziale Welt*. Baden-Baden: Nomos, S. 305–312.
- Nancy, Jean-Luc (2011): »Von der Struktion«. In: Hörl, Erich (Hg.): *Die technologische Bedingung. Beiträge zur Beschreibung der technischen Welt*. Berlin: Suhrkamp, S. 54–72.
- Nassehi, Armin (2003): *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Opitz, Sven (2015): »Verbreitete (Un-)Ordnung: Ansteckung als soziologischer Grundbegriff«. In: Bröckling, Ulrich et al. (Hg.): *Das Andere der Ordnung. Theorien des Exzeptionellen*. Weilerswist: Velbrück, S. 127–147.
- Park, Robert E. (1924): *Introduction to the Science of Sociology*. Chicago: University of Chicago Press.
- Park, Robert E. (1936): »Human Ecology«. In: *American Journal of Sociology* 42, S. 1–15.
- Park, Robert E. (1938): »Reflections on Communication and Culture«. In: *American Journal of Sociology* 44, S. 187–205.

- Park, Robert E. (1939): »Symbiosis and Socialization. A Frame of Reference for the Study of Society«. In: *American Journal of Sociology* 45, S. 1–25.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32, S. 282–301.
- Schillmeier, Michael/Pohler, Wiebke (2006): »Kosmo-politische Ereignisse. Zur sozialen Topologie von SARS«. In: *Soziale Welt* 57, S. 331–349.
- Tellmann, Ute/Opitz, Sven/Staeheli, Urs (2012): »Operations of the global: explorations of connectivity«. In: *Distinktion. Scandinavian Journal of Social Theory* 13, S. 209–214.
- Thielmann, Tristan/Schüttpelz, Erhard (2013) (Hg.): *Akteur-Medien-Theorie*. Bielefeld: transcript.
- Tischler, Wolfgang/Niewöhner, Friedrich: »Symbiose«. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried, Gabriel, Gottfried (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel 1998, S. 707–710.
- Tsing, Anna (2019): *Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Tyrell, Hartmann (1978): »Anfragen an die Differenzierungstheorie«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 7, S. 175–193.
- Wagner, Gerhard (1999): *Herausforderung Vielfalt. Plädoyer für eine kosmopolitische Soziologie*. Konstanz: UVK.

Anschrift:

Dr. Julian Müller
 Ludwig-Maximilians-Universität München
 Institut für Soziologie
 Konradstr. 6
 80801 München
julian.mueller@soziologie.uni-muenchen.de